

Hanjo Kesting

Wir werden niemals seinesgleichen sehen

Erinnerung an Marcel Reich-Ranicki

Den *Suhrkamp*-Verleger Siegfried Unseld nannte er aus Anlass von dessen 75. Geburtstag den bedeutendsten Verleger der deutschen Verlagsgeschichte. Ob er, Marcel Reich-Ranicki, wie manchmal gesagt wird, der bedeutendste Kritiker der deutschen Literaturgeschichte war, ist eher zweifelhaft – er selbst hätte sicher die Namen Lessing, Schlegel, Heine und Fontane ins Spiel gebracht. Dennoch: Einen Kritiker von vergleichbarem Einfluss, von ähnlich großer öffentlicher Wirksamkeit wie Marcel Reich-Ranicki hat es in Deutschland, bevor er auf den Plan trat, nicht gegeben – ein erstaunliches, ja paradoxes Phänomen in einer Zeit, in der Literatur und Literaturkritik ihre Rolle als tonangebende und Maßstäbe setzende Medien längst eingebüßt haben. Marcel Reich-Ranicki – er und kein anderer – verkörperte noch einmal den ganzen symbolischen Rest jener Autorität, die der Literaturkritik in den Zeiten eines Charles-Augustin Sainte-Beuve oder Edmund Wilson einmal zugekommen war.

Das Leben dieses Kritikers war eine beispiellose Erfolgsgeschichte, vor allem wenn man sie betrachtet vor dem Hintergrund der Lebensgeschichte, die Marcel Reich-Ranicki in seiner Autobiografie *Mein Leben* erzählt hat: Die Geschichte eines von Deutschen verfolgten jüdischen Intellektuellen, der nach dem Zweiten Weltkrieg in das Land zurückkehrt, aus dem er einst vertrieben worden ist. Eine Geschichte voll Düsternis und Schrecken, wie sie auch durch den größten Erfolg nicht abgetan oder überwunden werden können. Doch vermochte Reich-Ranicki dem inneren Druck von Trauer und Trauma etwas entgegenzusetzen: seine Vitalität, sein Temperament, seine intellektuelle Energie und

seinen fast unbesiegbaren Willen, Kampfeswillen geradezu. Hinzu kam, als wichtigstes Lebensmittel, die Liebe zur Literatur, besonders zur deutschen Literatur, fast im Sinne einer Heimatliebe.

Als er im Juli 1958 in die Bundesrepublik kam, 38 Jahre alt, war er ein literaturkundiger, ja, literaturbesessener Mann, voller Hoffnung auf eine Karriere als Kritiker, aber selbst ein unbeschriebenes Blatt, im Gastland völlig unbekannt – ihm blieb nichts anderes übrig, als an viele Türen zu klopfen. Siegfried Lenz, sechs Jahre jünger und schon ein halbwegs erfolgreicher Autor, war es, der ihm einige dieser Türen öffnete. Er brachte den Gast aus Warschau zum Rundfunk, wo er das Geld für seinen Lebensunterhalt verdienen konnte, und vermittelte Kontakte zu Zeitungen, die geeignete Foren waren, um sich als Kritiker einen Namen zu machen. Diese Chance hat Reich-Ranicki entschlossen genutzt. Schon wenige Jahre später war er – ohne festes Amt, gestützt vor allem auf seine Tätigkeit als Autor der *ZEIT* – einer der führenden westdeutschen Kritiker, regelmäßiger Gast auf den Tagungen der Gruppe 47 und – zusammen mit Hans Mayer – Gastgeber des »Literarischen Caféhauses« im NDR. Über fünf Jahre hinweg luden diese beiden Mandarine der damaligen Literaturkritik, die sich später so bitter überwarfen, Gäste in ihr Caféhaus ein, und wer Rang und Namen hatte, folgte ihrem Ruf: Erika Mann und Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, Ernst Bloch und Theodor W. Adorno.

Die Mitschnitte dieser Gespräche sind aufschlussreiche Dokumente, nicht nur als Vorstufen des späteren »Literarischen Quartetts« (Reich-Ranicki schloss sie re-

gelmässig mit der Brecht-Formel ab: »Und also sehen wir betroffen / den Vorhang zu und alle Fragen offen«), sondern auch für das unterschiedliche Temperament der Gastgeber. Hans Mayer suchte stets nach

Der Kunstrichter literarhistorischen Bezügen und gab sich, bei aller kritischen Urteilskraft, als Freund der Autoren zu erkennen, Reich-Ranicki dagegen trat als Anwalt des Lesers und des *common sense* auf. Mutig opponierte er gegen Adorno im Gespräch über Kafka, widersprach Ernst Bloch, der die ›Neue Sachlichkeit‹ der 20er Jahre zur opportunistischen Randerscheinung zu degradieren suchte, wehrte überhaupt alle Versuche ab, Literatur in ein theoretisches Korsett zu zwingen. Gleichzeitig beharrte er auf der Unabhängigkeit des Kritikers, der nicht der Freund der Autoren, sondern allenfalls ihr Ratgeber zu sein habe, hauptsächlich aber ein urteilender Richter, ein Kunstrichter.

Dass Reich-Ranicki seine gesammelten Kritiken 1970 unter dem Titel *Lauter Verrisse* herausbrachte, zeigte allerdings, dass er auch die Rolle des Scharfrichters nicht scheute. Fragwürdige Berühmtheit erlangte 1995 ein Titelbild des *Spiegel*, auf dem Reich-Ranicki ein Exemplar des Romans *Ein weites Feld* von Günter Grass zerriss. Ein Verriss des Romans *Lefeu* von Jean Améry unter dem Titel »Schrecklich ist die Verführung zum Roman« löste schon zwei Jahrzehnte zuvor bei diesem bedeutenden Autor über Jahre hinweg eine geradezu traumatische Wirkung aus. Und über Martin Walsers Roman *Jenseits der Liebe* schrieb Reich-Ranicki 1976: »Es lohnt sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen.« Das Kunsturteil als Todesurteil. Ein Vierteljahrhundert später gab Walser der Titelfigur seines Romans *Tod eines Kritikers* den Namen Ehrl-König, um – in Anspielung auf Goethes berühmtes Gedicht

– anzudeuten, dass nicht nur ein Kind, sondern auch ein Buch bereits in den Armen seines Vaters sterben könne.

Auch später ist Reich-Ranicki nicht müde geworden, als Kritiker Anstoß zu erregen. Polarisierung gehörte für ihn zum Wesen von Kritik, die nicht gemütliches Versöhnungsgeschäft ist, sondern auf Klärung zielt, Aufklärung sogar. Sie verlangt begriffliche Schärfe, argumentative Klarheit, entschiedenes Urteil. Daran ließ Marcel Reich-Ranicki es nicht fehlen, das gab ihm seine Stärke und Überzeugungskraft, sogar da, wo er sich irrte. Das hat ihn in Schriftsteller- und Kollegenkreisen nicht beliebt, oft geradezu verhasst gemacht – aber doch zu einem dauerhaften Gesprächsgegenstand. Wenn zwei Schriftsteller zusammenkamen, konnten sie über sich und ihre Arbeit sprechen; waren es drei oder mehr, sprachen sie unweigerlich über Marcel Reich-Ranicki.

Er war ein temperamentvoller, neugieriger, scharfsinniger Kritiker, nicht frei von Einseitigkeit, auch darin ein Vertreter des *common sense*, um nicht zu sagen: ein Repräsentant des Mittelweges. Literatur, die diesen Weg verließ – Arno Schmidt,

Strategie des Literatur- betriebs

Hubert Fichte, Helmut Heißenbüttel, die Autoren einer »Konkreten Poesie« und all jene Versuche, die man unter dem Notbegriff »experimentell« zusammenfasst –, hatte in ihm keinen Anwalt. Sogar einen großen Lyriker wie Hölderlin hielt er sich lange vom Leibe, bis er den Hölderlin-Preis erhielt und endlich die Waffen streckte. Das steckte die Grenzen dieses Kritikers ab, war aber zugleich die Kehrseite seiner Vorzüge. Er gehörte zur Gattung der Selbst- und Klardenker in der Tradition von Lessing und Heine. Im Historikerstreit Mitte der 80er Jahre war Reich-Ranicki in seiner Redaktion der Einzige, der sich den Einseitigkeiten und Manien eines Joachim Fest widersetzte.

»Wenn ich den Kritiker Marcel Reich-

Ranicki lese«, schrieb Helmut Heißenbüttel, »habe ich den Eindruck, dass er seiner Sache sicher ist.« Tatsächlich schien der so Beschriebene am eigenen Urteil niemals zu zweifeln. Das kritische Abwägen von Gesichtspunkten und Meinungen war seine Sache nicht, ihm lag eher daran, einem unsicheren Publikum Orientierung zu geben. Und das Publikum dankte es ihm. Das wiederum festigte Reich-Ranickis kritische Macht, ließ ihn mehr und mehr zur Instanz werden, vor allem seit die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ihm 1973 die Leitung ihres Literaturressorts übertragen hatte. Es war die wichtigste Position, die damals im Literaturbetrieb zu vergeben war, und Reich-Ranicki verstand es, mehr daraus zu machen als jeder seiner Vorgänger. Er gewann fast alle wichtigen Schriftsteller der deutschsprachigen Länder als Mitarbeiter, er befreite den Literaturteil von früheren Einseitigkeiten und ideologischen Scheuklappen (als Redakteur weniger einseitig denn als Autor), und er war selbst regelmäßig mit wichtigen Rezensionen und Essays zur Stelle. So machte er sein Frankfurter Büro zum strategischen Ausgangspunkt für eine vergleichslose Karriere, in deren Verlauf er eine erstaunliche Präsenz in fast allen Medien und enormen Einfluss auf das literarische Leben vor und hinter den Kulissen gewann. Man konnte von Ubiquität, Allgegenwart dieses Autors und Kritikers sprechen, und diese Allgegenwart führte zuletzt – trotz aller zweifellos auch vorhandenen Widerstände und Neidreflexe – zu einer wirklichen und echten Popularität, die weit über den literarischen Bereich hinaus strahlte.

Ein Kritiker, der sein Geschäft richtig versteht, schreibt nicht für Schriftsteller und Kollegen, sondern zuerst und vor allem für das Publikum, die Öffentlichkeit. Marcel Reich-Ranicki hat auf diesem Feld mehr bewegt, angeregt, kontrovers angestoßen und positiv entzündet als jeder andere – mit den zahllosen Funken, durch die seine eigene Leidenschaft für die Li-

teratur übersprang auf seine Leser. Der große Polarisator war eben auch ein noch größerer Vermittler. Er wusste zerrissene Fäden immer wieder anzuknüpfen und benutzte die Kritik als stimulierendes Mittel, um das öffentliche Literaturgespräch, ganz im aufklärerischen Verständnis, in

**Literatur-
patriotismus** Gang zu halten. Er war der Anreger des Klagenfurter Ingeborg Bachmann-Wettbewerbs, der nicht zuletzt

dank ihm alle größeren und kleineren Krisen überstand; er rief die einzigartige *Frankfurter Anthologie* ins Leben, die große Sammlung deutscher Gedichte, die, beharrlich wachsend, seit 29 Jahren existiert (und hoffentlich weiter besteht) – sie enthält inzwischen rund 1.500 Gedichte mit klugen und behutsamen Kommentaren. Und er begründete das *Literarische Quartett*, den – bei allen zur Genüge bekannten Einwänden – letztlich großartigen Versuch, einen schwierigen Gegenstand wie die moderne Literatur einem großen Laienpublikum zu vermitteln. Marcel Reich-Ranicki war der Erfinder des *Quartetts*, sein Motor und sein Energiezentrum. Kein Nachfolge-»Format« hat es damit aufnehmen können. Aber als er den Deutschen Fernsehpreis, der ihm 2008 verliehen werden sollte, nach dem »Blödsinn« der Preisgala ablehnte, war das zwar eine Augenblicksäußerung des Unmuts, aber die bizarre Geste offenbarte auch den unauflösbaren Widerspruch zwischen der Literatur und dem visuellen Medium, die selbst Reich-Ranicki nicht aufzulösen vermochte.

So beruht seine historische Rolle nicht auf seiner Begabung als Entertainer, son-

dern auf seinem unermüdlichen Einsatz für die Literatur. Die Literatur war für ihn, um Heinrich Heine zu zitieren, ein »portatives Vaterland«, und er hat ihre Bedeutung für unsere persönliche und geschichtliche Existenz, für unser geistiges Weiterleben und für die Bildung von Traditionszusammenhängen fassbar und einleuchtend gemacht wie nur wenige andere vor und neben ihm. Er war die eindrucksvolle, ja bezwingende Verkörperung dieses »Literaturpatriotismus«, des einzigen Patriotismus, der gleichermaßen frei ist von Pathos wie von Engstirnigkeit. Und er repräsentierte noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, jene deutsch-jüdische Kultursymbiose, die mit Lessing und Moses Mendelssohn entstanden war, anderthalb Jahrhunderte durch Höhen und Tiefen führte und, wie wir wissen, am 30. Januar 1933 endgültig scheiterte. Aber noch ihre Trümmer sind Reichtümer, von denen wir heute zehren und ohne deren Aneignung kein Begreifen deutscher Geschichte möglich ist. Zu diesen Reichtümern gehört auch Reich-Ranickis kritisches Werk, vor allem sein wichtigstes Buch, die Autobiografie *Mein Leben*. Sie beschreibt ein schwieriges, vielfältig bedrohtes Leben, ohne als melancholisches Fazit zu verbergen, dass ihr Autor bei allem Ruhm und in allem Erfolg letztlich ein Außenseiter geblieben war. Am Ende dieses langen und reichen Lebens ist man versucht, den Satz zu zitieren, den Marcel Reich-Ranicki selbst vor fast 30 Jahren an den Schluss seines Nachrufs auf Heinrich Böll stellte: »Wir werden niemals seinesgleichen sehen.«



Hanjo Kesting

(*1943) ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.